Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 36

Artikel: Schöpfung und Landschaft
Autor: Troll, Thaddäus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-611093

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Thaddäus Troll

Schöpfung und Landschaft

Ein schwäbischer Schaffer hatte aus einem verwilderten Grundstück einen blühenden Garten gemacht. Der Herr Pfarrer sah das mit Wohlgefallen und sagte: «Ei, was Sie mit Hilfe unseres Herrn aus dieser Wildnis gemacht haben, das ist ja wirklich aller Ehren wert.» Darauf der Kompagnon des lieben Gottes: «Ja, ond Sie hättet die Wüschtenei sehe solle, solangs onser Herr no allei gschafft hat.» In dieser Anekdote steckt verhaltene Kritik am Schöpfer und an seinem Werk. «Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut» (1. Mos. 1, 31).

War wirklich alles so gut? Zur Schöpfung gehören doch nicht nur wohlgefällige Produkte wie Dattelpalme, Rosenstock, Reh und Nachtigall, sondern auch ungefällige wie Unkraut und Ungeziefer, Distel und Hahnenfuss, Ratte und Floh. Zwar gibt es eine Urlandschaft, die auch ohne des Menschen Mitarbeit imposant ist: Wüste, Hochgebirge, Polareis, Dschungel, Steppe, Ozean, Tundra und Eismeer. Aber solche reinen Naturlandschaften dulden den Menschen nur als kurzfristigen Betrachter, weil sie ihm die Lebensbedingungen verweigern. Landschaft in unserem Sinn entsteht nur dort, wo Schöpfer und Geschöpf zusammenwirken. Das Wort «schaffe», das der Schwabe statt arbeiten gebraucht, demonstriert schon in der Wortverwandtschaft, dass der Schaffende und der Schöpfer Partner sind.

Wenn wir aber weiter in der Bibel lesen, so finden wir, dass der Schöpfer etwas geschaffen hat, das besser war als Himmelszelt und Erdenwelt, nämlich das Paradies, im zweiten Kapitel des ersten Buchs Moses «Garten Eden» genannt, wo Gott allerlei Bäume, «lustig anzusehen und gut zu essen aufwachsen liess». Aber selbst dort wird der Mensch als Gärtner und Landschaftsschützer gebraucht: «Und der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte» (1. Mos. 2, 15). Denn auch das Paradies ist keine Ideallandschaft. Der Baum der Erkenntnis ist nämlich noch lebensgefährlicher, als es Fliegenpilz und Tollkirsche sind, die nur das zeitliche Leben gefährden, während die Frucht von diesem Baum den Menschen das ewige Leben kostet.

Der Mensch macht also die wilde Naturlandschaft, die wohl gross und erhaben ist, aber keine Lebensmöglichkeiten bietet, zur Kulturlandschaft, in welcher er das Gefühl des Behagens, der Geborgenheit geniesst, die sein Gemüt anspricht, die ihn auf der Erde heimisch sein lässt, die allen Sinnen Wohlgefallen bereitet. In jahrtausendelanger Arbeit hat er die Urlandschaft gerodet, hat Oednis aufgeforstet, Wiesen gemäht, Blumen gezüchtet, Nahrungsmittel angebaut.

Die Aktivität der Bauern, Förster, Gärtner, Schiffer, Fischer, Hirten, Schäfer und Jäger hat die Natur gebändigt, die Erde urbar gemacht. Pfad, Weg, Brücke, Haus und Boot sind im Einklang mit der Landschaft entstanden. Ein Flug über das Eismeer nach New York zeigt uns, wie der Mensch von der Natur Besitz ergreift. Erst Eisberge, Eisschollen, dann die Halbinsel Labrador wie eine schwarzweisse Graphik, schwarze Wälder, vom Mäanderornament eisbedeckter Flüsse durchzogen, mit weissen Seen gesprenkelt, ohne Menschenspuren, dann der erste Pfad, die ersten Hütten, Pfade münden in Wege, das Geäder der Strassen, die Ansiedlungen formieren sich zu Dörfern und zu Städten. Küsten, Häfen, Schiffe, Autos und Eisenbahnen: vom Flugzeug aus betrachtet ist das alles noch Landschaft, sind Natur und Menschenwerk noch im Gleichgewicht, leben noch in Harmonie, selbst die Skyline New Yorks ist noch als Stadtlandschaft annehmbar, erst der Flughafen konfrontiert uns mit einem Stück zerstörter Landschaft.

Diese heute allenthalben fortschreitende Zerstörung durch die Technik weckt in uns eine nostalgische Sehnsucht nach Kulturlandschaft als Ideal des sinnlichen Wohlbehagens für das Auge, das sich an Wald, See, Tal, Hügel, Tier und Pflanze erfreut. Für das Ohr: Windesrauschen in Wipfeln, Brunnengeplätscher, Vogelsang, Bächleinmurmeln. Für die Nase: Duft nach Tannen, Veilchen, Heu und Pilzen. Geschmack nach Himbeeren und Aepfeln. Wohliges Gefühl, im klaren See zu schwimmen, sich vom Gras streicheln zu lassen.

Hier mögen wir uns nicht täuschen lassen. Nicht die Technik schafft die ersten Störfaktoren für unser Landschaftserlebnis. Sie sind schon in der Schöpfung enthalten. Tausendfüssler und Maulwurfsgrille, Maden in Käse, Obst und Fleisch sind unserem Auge nicht wohlgefällig. Nächtliches Hundegebell, Kindergeschrei und Donnerschläge behagen unserem Ohr nicht. Stinkmorchel, Aas und Exkremente beleidigen unsere Nase. Der Gallenröhrling im Pilzgericht verschreckt unsere Zunge. Brennessel, Wespenstich, Qualle und Zecke können neben Kälte und Hitze das Gefühl negativ beeinflussen. Und der Schöpfer vermag durch Hochwasser, Erdbeben, Heuschreckenplage, Taifun, Blitzschlag und Springflut

das Landschaftserlebnis stark zu beeinträchtigen.

Vergleicht man aber solche Naturereignisse, die man im Mittelalter für Gottesstrafen hielt, mit dem Menschenwerk, so wirken sie sich verhältnismässig harmlos auf die Landschaft aus. Im Zeitalter der Technik geht der Mensch, der sie mitgeschaffen hat, daran, sie zu verhindern, sie zu zerstören.

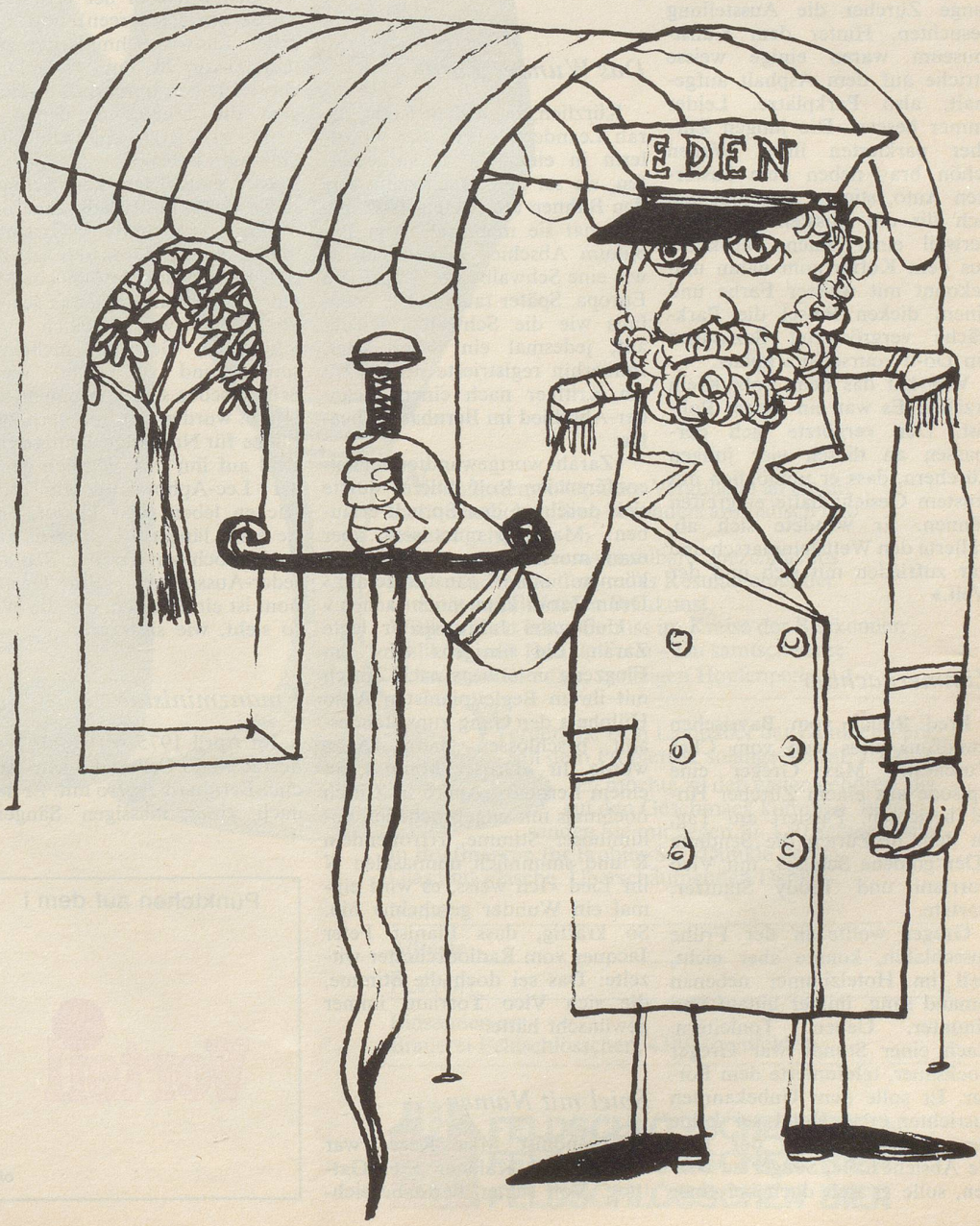
Es wäre falsch, an dieser Stelle in einem ferngeheizten Zimmer bei einem eisgekühlten Bier auf der elektrischen Schreibmaschine Männer wie James Watt und Thomas Alva Edison, Gottlieb Daimler und Robert Bosch als Landschaftszerstörer zu verteufeln. Sie haben die Naturkräfte dem Menschen dienstbar gemacht, ohne zu ahnen, dass die von ihnen entwickelte Technik Landschaft verbraucht und verdrängt und die harmonische Kulturlandschaft in eine menschenfeindliche Industrielandschaft verwandelt, die unseren Sinnen Unbehagen bereitet. Die Flüsse sind zu Wasserwegen und Energielieferanten versklavt, ihre Ufer sind begradigt, sie sind zu stinkenden, fischemordenden Kloaken geworden. Das Geäder betonierter Strassen zerstückelt die Natur, über die sich ein Netz von Hochspannungsleitungen legt, deren hässliche Masten in das von den Geschwüren der Müllplätze vernarbte Gesicht der Landschaft stechen.

Die zentral angelegten Dörfer haben das Gleichgewicht verloren, vom Flugzeug aus betrachtet sehen sie aus, als sei ihnen schlecht geworden, als hätten sie in die Landschaft hineingekotzt, die phantasielos genormten Häuserbrocken drängen Feld und Wald zurück, die Silhouette der Hügel wird von klobigen Turmbauten zerrissen. Harmonische Plätze sind zu Verkehrsverteilern geworden oder sind als Parkplätze zweckentfremdet zugeblecht. Der Brunnen, der den Mittelpunkt markierte, hat dem Verkehrsregler weichen müssen, der farbige Markt, wo Stadt- und Landleute kommunizierten, ist in den anonymen Supermarkt ausgewiesen worden und dort verkommen.

Der Boden dient als Spekulationsobjekt oder dort, wo er sich dem Zugriff des Architekten entziehen konnte, als künstlich ernährter Produzent von Ernteerträgen. Der Wald ist Reservoir für den Holzverbrauch, Lieferant für die Papierindustrie. Verkehrslärm und Benzingestank machen die Stadtzentren fast unbewohnbar, aber auch Land und Wald garantieren keine Ruhe mehr: Bagger, Baumaschinen, Planierraupen, Motorsägen, Düsenjäger und Mähmaschinen verdrängen die wohlige Stille. Müllverbrennung, Abgase und Chemiedünste beleidigen die Nase. Nahrungsmittel werden von der Chemie vergiftet.

Die Landschaft wird nur noch dort erhalten, wo sie unter Naturschutz steht. Sie hängt nicht mehr zusammen, kaum ein Landschaftsbild entwickelt sich mehr aus einem anderen, sie wird in Oasen verdrängt, man muss sie mit Verbotstafeln und Schranken und bald mit Mauern und Zäunen, die ihr widersprechen, vor der Technik schützen. Sie ist nicht mehr selbstverständlicher Besitz des Menschen, sondern wird als Medikament gegen den Stress konsumiert, zu einem mit Park- und Rastplätzen, markierten Wanderwegen, Lehr- und Trimm-dich-Pfaden, Wassertretbecken und Würstchen-Bratgelegenheiten organisierten Volkspark degradiert.

Heute aber ist es nicht damit getan, unsere Sehnsucht nach unverbrauchter Natur zu stillen und festzustellen, dass es zu unserem Wohlbehagen noch verborgene Landschaft gibt, die sich im Wechsel von Morgen, Mittag, Abend und Nacht, von Frühling, Sommer, Herbst und Winter immer wieder neu darstellt. Wir müssen uns bewusst machen, dass es gilt, sie für unsere Nachkommen zu schützen und zu erhalten. Ohne solches Erlebnis verarmt das Gemüt, verliert das menschliche Leben seine Qualität. Landschaft ist keine Chlorophyllkur für die Ferien, ist kein Fluchtort für den Stressbedrohten; sie ist tägliche Lebensnotwendigkeit.

Landschaft entsteht aus dem harmonischen Wechselspiel von Gegensätzen. Am ersten Schöpfungstag wäre der Landschaftsphotograph vergeblich auf Motivsuche gegangen, denn «die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser».

Wasser ist also das Urelement. «Und Gott sprach: Es werde Licht.» Licht vom Feuerball der Sonne genommen, und Luft, die dem Licht die Möglichkeit gibt, sich in Farben zu spalten. Dann der Himmel als «Feste zwischen den Wassern». Aber erst der dritte Schöpfungstag ist der Geburtstag der Landschaft, als der Schöpfer «das Wasser sammelte an besondere Oerter, dass man das Trockene sehe. Und es geschah also. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sah, dass es gut war.» Zudem liess er «Gras und Kraut und fruchtbare Bäume» auf der Erde wachsen.